Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 9 (1953)
Heft: 8

Artikel: Sonntagmorgenpredigt berndeutsch?
Autor: D.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420298

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kreis Saarbrücken, in der Gegend von Reims, im Regierungsbezirk Düsseldorf gibt es ein Bern, und Berne heißt ein Herrschaftsgut unweit Hamburg.

Aber warum diese allgemeine, weit verbreitete Beliebtheit des Namens? Sie geht zurück auf den Gotenkönig Theoderich, der im Jahre 489 bei Verona den Germanenfürsten Odoaker besiegte, nach langobardischer Überlieferung von dort aus als „König von Italien" das ostgotische Reich mit Kraft und Weisheit regierte und der persönliche Mittelpunkt der deutschen Heldensage der Völkerwanderungszeit wurde. Gerade um 1200, zur Zeit der Gründung Berns, siebenhundert Jahre nach seiner Lebenszeit, blühte die altdeutsche Heldensage im Nibelungenlied und in verschiedenen Dietrich-Epen wieder auf. In einem Jahrzeitbuch der badischen Gemeinde Hüfingen (unweit Donaueschingen) wird unser Bern sogar Dietrichsbern benannt, also offenbar mit dem italienischen Bern regelrecht verwechselt. Der gotische Name des Helden lautete Thiudariks (latinisiert Theodoricus), woraus im Deutschen nach bestimmten Regeln Dietrich werden mußte. „In Begeisterung für den Helden", so schließt Hubschmied, dem wir diese Angaben verdanken, „wird es fast Mode geworden sein, Burgen und Städte nach seiner Stadt Verona = Berna = Berun zu nennen." Aber was heißt Verona selbst? Das sei etruskisch, erklärt unser Gewährsmann mündlich, und müsse den Wohnort einer Sippe namens Veru bezeichnet haben. Aber was Veru heißt, weiß — nicht einmal Hubschmied!

Die Sache ist also schon etwas verwickelter, als die Sage von dem erlegten Bären glauben ließ. Das soll uns aber die Freude an einem Lebkuchen mit dem Zuckergußbären drauf nicht nehmen.

Sonntagmorgenpredigt berndeutsch?

„Gewiß, ja, klar; hätte man schon lange merken können!" So und ähnlich wird mancher beim Lesen des „Säemanns" gedacht haben, ganz nur vom Gefühl geleitet; denn unsere Mundarten sind doch etwas Kostbares, Urchiges und Unverfälschtes. Darin das Wort Gottes zu verkündigen, welch eine Kraft müßte davon ausgehen!*

* „Der Säemann", das Monatsblatt der bernischen Landeskirche, lud in der Oktobernummer 1952 seine Leser ein, sich zu äußern zu der im Entwurf zu einer neuen Kirchenordnung enthaltenen Vorschrift, daß die Sonntagspredigt „in der

Halt, lieber Leser; es verlohnt sich, die Frage zu prüfen, zu überdenken. Sind die Überlegungen richtig? Stehen sie auf gutem Grund? Es ist ja nicht das erstemal, daß die Frage — oder Forderung — nach der Mundartpredigt gestellt wird.

Der Ausgangspunkt der ganzen Fragestellung liegt, das wollen wir fürs erste festhalten, nicht im Religiösen verwurzelt, sondern vornehmlich in politischen Gefühlen. Die hochdeutsche Sprache muß entgelten, was man den Deutschen und ihren Politikern angekreidet hat und noch heute ankreiden muß. Wir Deutschschweizer waren von 1930 bis 1945, also während 15 Jahren, in einem steten Abwehrkampf gegen den Ungeist des Nationalismus, der sich im Kampfe gegen die Demokratie neben Musik und Bild vornehmlich des geschriebenen und gesprochenen Wortes bediente.

Daher rührt noch heute eine gewisse Abneigung gegen die hochdeutsche Schriftsprache. Es gibt meines Wissens sogar einen Deutschlehrer an einer höheren Schule, der heute fast ausschließlich französische Werke liest, weil ihn, wie er sagt, die deutsche Sprache „schmerzt". Das ist ein extremer Fall. Aber er verdeutlicht eben doch eine gewisse Richtung bei uns. Bei einem Franzosen ist eine solche Einstellung seiner Muttersprache gegenüber gänzlich undenkbar.

Um ernsthaft mitreden zu können, ob in der Mundart oder in der Hochsprache zu predigen sei, haben wir vor allem eine sachliche und saubere Grundlage nötig, und das ist allein eine genaue Kenntnis des Verhältnisses der Mundart zur Schriftsprache.

Viele Leute sehen hierin gar nicht klar, weil das Schlagwort „Hochdeutsch ist für uns eine Fremdsprache" bedauerlicherweise viel Verwirrung geschaffen hat. Es ist ein Schlagwort; das ist an sich schon schlimm. Aber dazu ist es noch falsch, und das ist das Bedenklichste daran. Denn eine Fremdsprache ist für uns doch eine Sprache, die einem Deutschschweizer, der seine acht oder neun Jahre Primarschule normal durchlaufen hat, so fremd und unverständlich ist, daß er sie nicht versteht und sich in ihr auch nicht ausdrücken kann.

Regel in der Schriftsprache gehalten werden soll", und gab im Dezemberheft eine Reihe Stimmen wieder, die sich ziemlich gleichmäßig verteilen auf Schriftdeutsch, Berndeutsch und freie Wahl. Die Synode hat unterdessen beschlossen, an der Vorschrift festzuhalten.

Und das Hochdeutsche soll eine „Fremdsprache" sein? Eine Sprache, in der Tausende von Ausdrücken ganz oder fast ganz gleich sind wie im Schweizerdeutschen, von einigen mundartlichen Färbungen abgesehen? Bruder, Schwester, Vater, Mutter, Himmel, Erde, Luft und Meer, Stadt und Land, Dorf, Auge, Ohr, Herrgott lauten doch hoch- und schweizerdeutsch gleich oder sehr ähnlich, aber ganz anders in den wirklichen Fremdsprachen wie Französisch, Spanisch, Italienisch, ganz zu schweigen von den slawischen Sprachen.

Einer der Hauptkämpfer für die Wertschätzung und Reinhaltung der Mundart, Otto von Greyerz, hat festgestellt, daß sich in einem einfachen Schriftwerk, etwa einer Kindererzählung, einer Volkssage oder einer biblischen Geschichte, unter zehn Wörtern durchschnittlich nur eines findet, das unserer Mundart fremd ist, nicht aber einer anderen. Welche andere Sprache, lieber Leser, ist unserer Mundart derart nahe? Darf man eine Sprache gedankenlos Fremdsprache nennen, in der man Johanna Spyris „Heidi" ohne besondere Schwierigkeiten sogar schon vorschulpflichtigen Kindern vorlesen kann? Ich glaube nicht. Der Leser möge einmal das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Luk. 10, 30—37) aufmerksam durchlesen. Er findet kaum ein einziges Wort, das im Schweizerdeutschen nicht vorkommt oder nicht nahe Verwandte hat. Die Mundart kennt freilich die Wirklichkeitsformen der Vergangenheit (er war, wußte, ging, kam usw.) nicht mehr, aber immer noch die Formen der Möglichkeit (er wär, wüßt, gieng, chäm usw.).

Im Ernst kann also keiner, der nur ein wenig um unsere Sprache und ihre Entwicklungsgeschichte weiß, behaupten, Hochdeutsch sei für uns eine Fremdsprache.

Warum denn aber doch die Forderung nach Mundart als normaler Predigtsprache?

Das liegt zum großen Teil wohl auch daran, daß man heute eben nicht mehr gleichgültig gegen unsere schönen und heimeligen Mundarten ist oder sie gar als minderwertig betrachtet. Wir wissen jetzt zu gut, daß sie neben der Schriftsprache ihr eigenes Lebensrecht haben und noch heute die Schriftsprache zu nähren und zu bereichern vermögen. Da sind die Welschschweizer und Franzosen zuallermeist ganz anderer Meinung über ihre „Patois". Darum sind in Frankreich und in der

welschen Schweiz die Mundarten ja auch sehr verkümmert oder gar schon ausgestorben.

Aus dieser erfreulichen Wertschätzung des Schweizerdeutschen heraus möchte man nun auch die schweizerdeutsche Predigt. Damit glaubt man zwei Fliegen auf einen Schlag zu treffen: die Verkündung des Wortes Gottes wirksamer, eindringlicher zu gestalten und gleichzeitig auch der Förderung und Pflege der Mundart zu dienen.

Das eine ist — recht besehen — so unrichtig wie das andre. Denn unsere Zeit mit ihrer Entwertung des Wortes durch Radio, Kino usw. kann auch von der Kirche her durch die „Flucht in die Mundart" nicht geändert werden. Es scheint mir, die Diener am Wort sollten den Mut nicht verlieren, Rufer in der Wüste zu sein. Das „Wort Gottes" war nie eine bequeme Sache, und seine Verkündigung wird auch durch den fast ausschließlichen Gebrauch der Mundart nicht bequemer, höchstens undeutlicher.

Damit kommen wir aber auf einen Kernpunkt der ganzen Sache und stellen die sehr ernsthafte Frage: Wie viele Pfarrer — um sie handelt es sich ja vor allem — sind denn heute noch in der Lage, ihre Predigt wirklich im Geist der Mundart vorzubereiten und dann auch so zu halten? Ist es nicht recht eigentlich so, daß der Entwurf der Predigt eine schriftdeutsche Fassung aufweist, aus der dann in die Mundart schlecht und recht „rückübersetzt" wird?

Was dabei herauskommt, ist eine sehr papierene, verfälschte Mundart, eine schreckliche Mischung von Mundart und Schriftdeutsch. Denn Pfarrer, die Mundart predigen, nicht nur plaudern können, sind eine seltene Ausnahme. Ich kenne nur einen einzigen, und der wirkt in aller Stille. Die große Mehrheit aber würde unserer Mundart mehr schaden als nützen; die Papiermundart in der Kirche hülfe, die Verflachung und Abschleifung unserer Mundarten noch rascher und weiter voranzutreiben, als wir es schon feststellen können. Und gerade das wollen doch die Mundartfreunde am allerwenigsten. Man mag entgegenhalten, im bernischen Großrat werde doch seit eh und je Mundart geredet, und man ist sogar recht stolz darauf. Ganz richtig! Aber was für eine Mundart ist dieses Großratsdeutsch? Wir wollen es lieber nicht untersuchen. Und vielleicht liegt in diesem Mundartgebrauch im Großen Rat

sogar ein klein wenig eine Ursache der Jurakrise, aus verständlichen Gründen. Doch ist hier nicht der Ort, dieser Frage nachzugehen.

Die Freunde der regelmäßigen Mundartpredigt am Sonntagmorgen sollten aber noch eine andere Seite der Frage durchdenken und prüfen: was denn das Farbenprächtige, Träfe unserer Mundarten ausmacht. Es ist doch so, daß jede Landesgegend ihre Eigenheiten in Wortschatz und Aussprache hat; sogar von Dorf zu Dorf bestehen mannigfaltige und gar nicht unwesentliche Unterschiede. Meistens stammt aber der Pfarrer gar nicht aus der Gegend seiner Gemeinde, und so stellt sich ihm die Frage, ob er im Dialekt seiner Gemeinde oder in seiner angestammten Mundart reden solle. Das eine ist so problematisch wie das andere. Und geschädigt wird in beiden Fällen just die Mundart durch Vermischung, Verflachung ihres ganz besonderen Wort- und Klangkörpers. Ein Ringgenberger hätte einige Mühe, in Biel verstanden zu werden, und umgekehrt fiele es einem Bieler nicht leicht, sich auf ringgenbergisch verständlich auszudrücken.

Wir sehen, es wäre weder der Verkündigung noch der Mundart auf diese Weise gedient.

In der berndeutschen Mundartpredigt liegt aber auch noch eine Gefahr für die Predigt selber. Die Form, der Klang, die witzige und träfe Mundartformulierung eines Gedankens geriete gar leicht in den Vordergrund der Aufmerksamkeit in der Predigt, das Wie wäre wichtiger als das Was. Die Aufmerksamkeit würde so vom Grundgedanken, eben vom biblischen „Wort" weg auf die Form abgelenkt, etwas, das die Predigt just nicht nötig hat.

Unverbildete Menschen empfinden und empfanden je und je die hochdeutsche Sprache als etwas Edles, Schönes, gar Feierliches. Denken wir nur daran, was die Choräle aus dem Psalmenbuch manchem unter uns bedeuten. Oder wollte man die dann auch in die Mundart übertragen? In welche denn? Da wäre des Streitens gar kein Ende, welche Form die richtige sei.

Es ist doch auch mehr als ein bloßer Zufall, daß im Oberland, im Emmental und anderswo Hausprüche aller Art fast ausnahmslos dem Hochdeutschen nahestehen. Otto von Greyerz schreibt das deutlich genug: „Man mag den Wert der Mundart noch so hoch setzen — nach dem Gefühl unseres Volkes ist die deutsche Schriftsprache eine Kunst-

form, die aus dem Alltag heraushebt und der gehobenen Stimmung eines feierlichen Anlasses den gemäßen Ausdruck gibt."

Und diese ernsten Worte eines guten Eidgenossen weisen untrüglich dahin, an der hochdeutschen Predigtform unbeirrbar festzuhalten.

H. B.

Verwandte Wörter

Grammatik ist nicht jedermanns Sache; Lehrsätze sind so trocken und fallen einem nie ein, wenn man sie braucht. Aber eine kleine Plauderei über die verwandtschaftlichen Beziehungen einzelner Wörter zueinander fesselt vielleicht doch diesen und jenen, der sonst keine besondere Neigung zur Sprachbetrachtung hat. Auch die „trockene" Grammatik hat ihre lebendigen Hintergründe.

Ich möchte Ihnen die Wörtchen „jemand" und „niemand" vorstellen, die ursprünglich „ie=man" und „nie=man" hießen, das heißt „irgendein Mensch, Mann" und „nicht ein Mensch, Mann". Das =d ist dann an das =n getreten wie bei „nirgends, vollends" u. a. und hat keine besondere Bedeutung. „Jemand" und „niemand" hängen also mit „Mann" zusammen, das im Wemfall „Mann(e)" und im Wenfall „Mann" heißt; trotzdem bildet man heute häufig den Wemfall „jemandem" und den Wenfall „jemanden". Laut Duden ist heute beides zulässig. Wenn jedoch eine Sprachgewohnheit unausrottbar stark geworden ist, wird sie schließlich, wenn auch widerwillig, amtlich anerkannt. Erstaunlich ist nur, wie bald man die Verwandtschaften zwischen den einzelnen Wörtern übersieht und sie dann getrennt betrachtet und verschieden behandelt.

Manchmal ist die Verwandtschaft aber auch schon fast gar nicht mehr zu erkennen. Was hat z. B. ein „Wicht" mit „nichts" zu tun? Wie „niemand" aus „nie=man" entstand, so wurde aus „nie=wicht", d. h. „nicht eine (= keine) Sache", „nichts" Es war also zunächst ein Dingwort mit der Bedeutung des heutigen „nichts", das zuerst ein Wesfall war, aber seit dem 14. Jahrhundert als Wer= und Wenfall gebraucht wurde. Das Wort „Wicht" bedeutet also ursprünglich „Ding, Sache" und lebt heute noch in „Bösewicht" und „Wichtelmann". Die Menschen scheuten sich einst, die Dämonen bei Namen zu nennen, und setzten dafür „Wicht", so wie heute noch Kraftausdrücke wie „heiliger